



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schiele, Georg: Von einer Weltreise

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Wie schön für Sklaven, wenn sie haben brave Herrn,
Und für die Herrn, wenn ihre Sklaven wohlgefimmt.*)

Zuletzt weist Nestle noch darauf hin, daß sich bei Euripides trotz seiner ausgesprochenen Vaterlands- und Heimatsliebe doch schon hier und da Anklänge an ein Weltbürgertum finden, und daß der Dichter, der die Worte sprach:

Die Erde, die uns nährt, ist überall Vaterland,

oder:

Der edle Mann, ob fern er wohnt im fremden Land,
Ob ich ihn nie mit Augen sah, ist doch mein Freund,

gleichsam „die Brücke bilde vom nationalen Hellenentum zum weltbürgerlichen Hellenismus.“

So wird das Buch Nestles den innern Eigentümlichkeiten der euripideischen Tragödie in jeder Hinsicht gerecht, und es ist wohl geeignet, über den Dichter der Aufklärung selbst aufklärend zu wirken. Unfre Inhaltsangabe will nicht nur die Leser der Grenzboten auf das auch stilistisch vortreffliche Werk aufmerksam machen, sondern zugleich auch zur Lektüre des Dichters selbst anregen, der ja durch die Übersetzungen von Bruch und Donner, für einzelne Stücke (den Herakles, die Schutzlehenden und den Hippolytos) auch durch die geistvolle Übertragung von Wilamowitz jedem zugänglich ist.

Leer

K. Busche



Von einer Weltreise

5. Über den politischen und den wirtschaftlichen Wert der Tropenkolonien



Tropenkolonien erscheinen aus manchen Gründen für das Mutterland von zweifelhaftem Wert. Die allzu freie, leichte Herrschaft über die farbigen Völker demoralisiert zuweilen die Leute, die behaupten, als Träger der Kultur hinauszugehn. Sie täuscht auch über die eigene Kraft. So haben sich die Engländer durch ihre zahllosen Tropensiege und ihre Erfolge in der Unterjochung farbiger Völker in allen Erdteilen über ihre militärische Kraft täuschen lassen. Eine Machtverstärkung geben Tropenkolonien dem Mutterlande beinahe nie. So wie ein reicher Mann nicht reich ist, weil er Edelsteine und andre Kostbarkeiten hat — denn diese sind unfruchtbarer Reichtum —, sondern Edelsteine hat, weil er reich ist, so ist ein europäischer Staat nicht darum mächtig, weil er Tropenkolonien hat, sondern wenn er mächtig und unangreifbar in Europa ist, so kann er es sich erlauben, auch Tropenkolonien zu haben, ja sie fallen ihm dann beinahe von selbst zu, nicht als Zuwachs zu seiner Macht, sondern als deren Genuß und Frucht. Reich kann ein Volk allerdings werden durch

*) Daß diese Ansichten über die Sklaverei nicht bloß dem Euripides eigentümlich sind, sondern auch von andern antiken Dichtern geteilt werden, wissen die Leser der Grenzboten aus dem zweiten der Drei Spaziergänge in das klassische Altertum von C. Zentsch.

Tropenkolonien, und weil Reichtum und Macht eines Volkes immerhin in einem, wenn auch entfernten Zusammenhang stehn, so können Tropenkolonien auch die Macht eines Volkes verstärken. Das ursächlich erste ist aber die Wirkung auf den Reichtum, und reich werden kann ein Volk aus fremden Kolonien so gut wie aus den eignen. Das wirtschaftliche Kolonialreich Deutschlands ist viel größer als das politische. Glücklicherweise: denn das politische könnte uns nur wenig Gewinn bieten. Das ganze englische Kolonialreich steht dem deutschen Handel offen, und solange das der Fall ist, wäre eine Politik der Rivalität um Kolonialbesitz gegen England Thorheit und Undank zugleich. Wir brauchen nicht zu eilen, um in der Welt zu erraffen, was noch übrig ist. Was übrig ist, ist für den Augenblick nichts wert. Was wertvoll war, ist immer aufgeteilt gewesen. Die Welt ist schon oft aufgeteilt worden und wird noch öfter aufgeteilt werden. In dem Maße als Deutschland, das angreifbarste Land der Welt, durch überlegene Kraft den Nachbarn unangreifbar erscheint, in dem Maße wird es an jeder Verteilung teil haben. Die Machtverhältnisse Europas teilen die Welt, nicht aber vermag die Weltverteilung das Gleichgewicht Europas zu ändern. Man hat die Theorie von den drei Weltreichen aufgestellt: Rußland, England und Nordamerika, die das kleine Deutschland in den Winkel drängen würden. Die wirtschaftliche Verdrängung will ich nicht diskutieren, obwohl es mir scheint, daß dazu auch mehr gehört, als neidischer Wille und Zollschranken. Das politische Kräftegleichgewicht aber wird durch Angliederung entfernter Erdteile nicht geändert. Wenn Rußland und Deutschland ernsthaft miteinander zu reden haben, so geschieht das zwischen Berlin und Petersburg. Die Herrschaft über Zentral- und Ostasien kann Rußland auf diesem Schachbrett nicht stärken, eher schwächen insoweit, als sie ihm Kräfte gekostet hat, Geld und Menschen. England und Deutschland werden sich in der Nordsee sprechen, und es wird darauf ankommen, wer dort sofort die meisten Schiffe mobil hat. Auch Nordamerika und Deutschland werden gegeneinander nicht mit Kolonien und Quadratmeilen, sondern mit Schiffen kämpfen. Die Macht der sogenannten Weltmächte besteht nicht in ihrem Weltanteil, sondern in der Stärke ihrer Heimatstellung, der Angriffskraft und Verteidigungssicherheit ihres Heimatlandes und der Bundeshilfe, der sie sich vielleicht zu erfreuen haben. Ihr Weltanteil ist nur der Einsatz, der durch den Krieg zu neuer Verteilung ausgesetzt ist. Die Rivalität der europäischen Mächte in den sogenannten Weltfragen ist nur in engen Grenzen vernünftig, nur so weit, als sie nicht zum ernsthaften Konflikt führt. Die Herrschaft über farbige Völker ist nur materielles und Genußinteresse, nicht Lebensinteresse eines Volkes. Diese Objekte sind schwere, ernsthafte Kämpfe nicht wert. Sie sind nur etwas wert, wenn man sich über sie verträgt.

Das allgemeine europäische Interesse an der kommerziellen Ausbeutung der Tropenländer duldet keine schweren zerstörenden Kriege. Sobald die Zerstörung beginnt, beginnt auch schon das beiderseitige Interesse am Frieden. Noch vor fünfzig Jahren hielt die öffentliche Meinung Englands, obwohl sie den Kolonialhandel für vorteilhaft hielt, doch die politische Herrschaft in den

Kolonialländern für eine kostspielige Ehre und für eine drückende Last, und man diskutierte im Ernst die Abstoßung der Kolonien. Heute will man gerade das Imperium, die Herrschaft über einen großen Weltanteil. Ob man gut daran thut, ist eine andre Frage. Man könnte andre europäische Mächte beglückwünschen, daß sie nicht solche undankbaren Kolonialkriege für das Imperium zu führen brauchen, wie den südafrikanischen. Wir Deutschen aber, die wir aus einem sehr vernünftigen Grunde, nämlich wegen unsrer Angreifbarkeit in Europa, noch kein koloniales Imperium haben, brauchen und dürfen mit der Verteilung nicht unzufrieden zu sein, solange das englische Kolonialreich unserm Handel offen steht, und solange, bis wirklich einmal die überall geschlossenen Thüren uns in der Heimat einschließen. Bis dahin können wohl die Engländer auf unsern Handel eifersüchtig sein, nicht aber auf wir England.

Über den wirtschaftlichen Wert hinaus haben Tropenkolonien Wert als Tummelplatz für die überzählige und vielleicht gefährliche gebildete Jugend, außerdem und vor allem aber für eine lorbeerhungrige Armee, die dem Heimatlande gefährlich werden könnte. Dieser Beweggrund hat sich oft in der Geschichte kolonialer Eroberungen als mächtiger und erfolgreicher erwiesen, als das Handelsinteresse, das vor jedem Wagnis zu vorsichtig rechnet. Frankreichs Exporthandel mit Kolonialländern ist gegen den deutschen von geringer Bedeutung. Es hat in den letzten dreißig Jahren nicht die enorme Vermehrung an Menschen, Kapitalien und Exportbedürfnis erlebt, wie wir. Trotzdem hat es sich gerade in dieser Zeit ein Kolonialreich von großer Ausdehnung zusammenerobert. Die treibenden Kräfte sind nicht wirtschaftliche Interessen gewesen; denn das Geschäft in den französischen Kolonien ist zum großen Teil in deutschen und englischen Händen. Auch nicht das Interesse der äußern Politik; denn weder Elsaß-Lothringen noch Ägypten erobert man auf dem Wege über die Sahara. Sondern das Interesse der innern Politik verlangt, daß das große Offizierkorps eine Aufgabe habe, damit es nicht zu lebhaftes Interesse an der Politik der bürgerlichen Republik entwickelt.

6. Was lockt den Europäer in die Tropen?

Wenn Malaria, Dysenterie und dergleichen nicht wäre, so würden die Germanen, wie sie einst nach Italien, Spanien und Nordafrika ausgewandert sind, so heute aus dem erwerbsfleißigen, hart arbeitenden, langweiligen Europa in die weiten Tropenländer auswandern, um dort Gefahr, Krieg und Sieg, Macht und Reichthum zu suchen.

An erster Stelle die Gefahr, weil sie der eigentliche Reiz und Genuß des Lebens ist. Nur der genießt das Leben ganz, der täglich es verlieren kann. Der Knabe im Spiel und der Jüngling beim Sport liebt und sucht die Gefahr. Es ist nicht die Anmut der Bewegungen beim Spiel und der Ehrgeiz des Gewinnens beim Sport das psychische Motiv, sondern Lust zum Spielen mit der Gefahr. Will der Radler auf seinem Rad nur Schnelligkeit? Oder zieht er nicht vielmehr den schmalen und gefährlichen Weg am Wasser der kurzen, aber langweiligen Chaussee vor? Will der Reiter nur Bequemlichkeit?

Oder wählt er nicht lieber ein junges, unruhiges Pferd als ein geschultes, ruhiges, das ihn schnell und sicher zum Ziel tragen würde? Was sind die schönsten Erinnerungen eines Schlittschuhläufers? Eine Abendstunde unter tausend Menschen im Tiergarten, oder ein stundenlanger Lauf auf Seen und Flüssen, wo er beständig auf der Wacht sein muß vor offenen Stellen? Der Schwimmer fühlt die Versuchung, an einsamer Stelle allein ins Meer hinaus zu schwimmen. Der Bergfex und der Gamsjäger suchen nicht die Naturschönheit in den Bergen, sondern den Sieg über die Gefahr, die sie noch zu erhöhen suchen, indem sie allein ausgehn, oder im Winter, oder bei Nacht. Auch der Schmugglerberuf würde keine Jünger mehr haben, wenn er nur Gold verspräche und nicht auch Gefahr und Sieg. Auch die Wissenschaft allein würde keinen nach dem Nordpol locken, wo so viel mutige Männer schon geblieben sind, wenn ihr nicht eine mächtigere Kraft in der Mannesseele zu Hilfe käme, der von keinem eingestandne und von jedem gefühlte Durst nach Gefahr. Es ist nicht der Ehrgeiz allein, der sie zum Heldentum treibt. Denn sie würden sich nicht halten lassen, wenn sie auch wüßten, daß sie nur Spott und Hohn ernten könnten, oder wenn sie wüßten, daß ihre Ohren längst für ewig taub sein werden, wenn die Preisreden anheben.

Was macht denn das Fußballspiel schöner als das Tennisspiel, und was macht Tigerjagden reizvoller als Hasenjagden? Nicht bloß die Ehre, sondern ehe die Ehre wirklich wird, schon die Gefahr. Sogar der Bierphilister, der für sich auf jeden Genuß dieser Art verzichtet, geht in den Wintergarten, sieht den Turnkünstlern zu und fühlt für einen Augenblick alle Ängste und Entzücken der Gefahr und des Sieges mit. In jedem gesunden Manne lebt die Lust zur Gefahr und die Überzeugung, daß die besten Manneseigenschaften, Mut und Standhaftigkeit, ungebraucht verdorren, wenn man zeitlebens am Schalter steht und Briefe sortiert, oder Waren verkauft, oder Briefe schreibt, oder Knaben lehrt. Jeder von uns lechzt nach Gefahr, außer wenn er jahzehntelang unter der Hungerpeitsche das Sorgen gelernt und das Wollen verlernt hat, oder wenn er in Faulheit und am Aneiptisch seine Muskulatur im Fett erstickt und dadurch einen Teil seiner Mannesseele verloren hat. Auch wenn er den Krieg nie kennen gelernt hat, oder gerade dann, hat der Mann eine im Frieden unutilgbare Liebe zu Krieg und Schlachtfeld.

Das Weib hat auch sein Schlachtfeld. Es ist das Bett, darauf sie gebiert und dem zukünftigen Manne das Leben schenkt. Es giebt ungefähr zwei Millionen Geburten jährlich in Deutschland. Die Sterblichkeit in der Geburt beträgt sieben Promille. Das heißt: es sterben etwa 14000 Frauen jährlich in der Geburt oder an deren Folgen. In dreißig Jahren wären das 420000 auf diesem Schlachtfeld gefallne Krieger. Man sieht, diese Opfer der Frauen übersteigen die der Männer, wenn es nicht ab und zu einen großen Krieg giebt. Gäbe es in Zukunft keine Kriege mehr, so würden die Frauen den Namen des stärkern, heldenhaftern Geschlechts verdienen, und wenn es nach Verdienst in der Welt zugeht, auch die Herrschaft über den Mann gewinnen. Ist der Mann nicht mehr Krieger, so bleibt die Frau doch Kriegerin. Sie blutet, fällt und siegt weiter. Daran wird auch Frau v. Suttner nichts ändern

können. Wenn eine Frau bei der Geburt in Lebensgefahr ist, und der Mann hilflos und reumütig weinend, ein rechter Troddel, daneben steht, so kann man zuweilen einen Blick der Verachtung auffangen, der von dem leidenden Weibe zum Manne geht, der da ohne Gefahr und Würde Vater wird, einer Verachtung, die überwunden werden sollte durch die Achtung, die der Mann als Ernährer und Beschützer verdient. Darum soll der Mann erst recht auch seine Gefahren erleben. Das ist so der Wille der Natur, und ich würde sagen, der Wille Gottes, wenn ich nicht der Überzeugung wäre, daß es Lästerei ist, seinen Namen immer in unsre Weisheit zu mischen. Das Kulturleben kann wohl eine Zeit lang den Willen der Natur unerfüllt lassen. Aber wenn nicht in der Rede, so doch im Handeln des Menschen kommt dennoch die alte Liebe zu Krieg und Gefahr immer wieder zum Vorschein.

Diese Liebe ist es auch, die junge Leute in die Tropen treibt. Aber welche Enttäuschung in den Tropen! Da giebt es wohl Wanzen und Moskitos und Malariaplasmidien und Dysenterieamöben, aber keine ebenbürtigen Feinde. Freilich auch viele Menschen giebt es da, die sich vom Weißen unterjochen lassen, und der Weiße spielt mit ihnen, als wollte er täglich probieren, wieviel sie sich wohl bieten lassen.

Aber Gefahr und Abenteuer sind trotzdem die Ausnahme. Sogar das Innere Afrikas fängt an ungefährlich zu werden, und die Seefahrt ist schon lange nicht mehr, wie zu Heinrichs des Seefahrers und Kolumbus Zeiten, ein Wagnis. Wohin also mit der europäischen Manneslust?

7. Ideale in der Politik

Man thut heute, als wenn es so in der Politik wie im privaten Leben keine wichtigern Dinge mehr gäbe, als materielle, in Geld berechenbare Interessen — in der innern Politik nur den allgemeinen Wohlstand, in der äußern nur das Eintreiben fälliger Forderungen und die Pflege der Handelsgeschäfte. Man nennt das Realpolitik, man könnte es spottweise auch Materialwarenpolitik nennen. Man thut, als ob wir weit entfernt wären von den Thorheiten unsrer Vorfahren, der Kreuzfahrer, die nur aus Glaubenseifer und Kriegslust in den Orient zogen. Man hält Kriege für ein großes Unglück, es sei denn, sie würden um handgreiflicher Vorteile willen geführt, z. B. zur Eröffnung neuer Märkte, Konzession von Eisenbahnen und Kohlenbergwerken und Ausbeutung von Diamant- und Goldgruben. Aber darin steckt ein Rechenfehler. Kriegerblut ist immer zu teuer, als daß damit Geschäfte gemacht werden könnten, und der Krieg zerstört immer viel mehr Werte, als aus den neuen Verhältnissen nach dem Kriege herausgewuchert werden können!

Aber Kriegerblut ist nie zu teuer, wenn es um idealer Zwecke willen hingegeben wird. Um materieller Vorteile willen darf ein Volk niemals Krieg führen, um idealer willen immer. Der verantwortliche Staatsmann freilich darf es nur, wenn das Ziel auch erreichbar erscheint. Aber der ideale Zweck wird ihn auch noch im Mißlingen entschuldigen, während der materielle Vorteil schon aufhört den Krieg zu rechtfertigen, wenn die Anstrengungen des Sieges zu groß werden. Die Herzen der Völker werden auch heute noch nicht durch Berechnungen materiellen Vorteils oder Nachteils gelenkt. Dergleichen Vorstellungen bleiben

auf der Oberfläche und haben mit den Überzeugungen und Glaubenskräften, die die Handlungen der Menschen lenken, so wenig gemeinsam, wie das Wellengekräusel, das der Wind auf der Meeresoberfläche hervorruft, mit den gewaltigen Meeresströmen, die in der Tiefe des Ozeans nach ewigen Gesetzen fließen. Phantasie und Glauben erreichen größeres in der Menschenseele als der kleine Egoismus und Erwerbssinn. Hat nicht erst vor hundert Jahren der Phantast Napoleon eine ganze Nation und mehr noch zu bezaubern vermocht und in zwecklose, nur ihm, seiner winzigen Person nützliche Kriege zu führen vermocht? Käme er heute wieder und führte sie in dieselben Schlachten, so würden sie ihm wissentlich in dieselben Schlachten folgen. Und wenn heute ein vornehmer und reicher Mann aufstünde und gründete einen Deutschritterorden zur wirtschaftlichen, und wenn es sein sollte, auch kriegerischen Eroberung Kleinasiens, so würden tausende ihm folgen und würden ihm die Sorge überlassen, daß aus dem pathetischen Anfang nicht ein lächerliches Ende werde. Sie würden ihm folgen, schon um Europa einmal hinter sich zu lassen, mit seinen gequälten Vergnügungen, langweiligen Kneipen und Gefelligkeiten, seiner Menschenengigkeit und seinen Nahrungsvorgen, wo die Menschen lieber an Schwindsucht zu Grunde gehn, als daß sie einen blutigen Tod sterben; wo man vor dem Regen flieht, sich aber täglich von einem Wolkenbruch gedruckten Peseppapiers überstürzen läßt; wo die Wissenschaft unfruchtbar und Selbstzweck geworden ist; wo die anmutigen Künste aus Langerweile und Neuerungssucht nervös geworden sind; wo die Waren nicht um der Menschen willen, sondern die Menschen um der Waren willen da sein müssen; wo man das Land nicht anbaut, um Brot zu haben, sondern wo das Broteffen zu einem Mittel wird, damit das Land bebaut werde; wo sogar der Soldat zum Schreiber werden muß — die Welt einer Kultur, die ihrer selbst müde geworden ist. Ich habe einmal in einer französischen Zeitung von einer Dame gelesen, die ganz allein an der Grenze der Sahara mit einigen arabischen Dienern in einem selbst gebauten Häuschen lebt, ihren Kohl selber baut, ihr Haus mit der Flinte selbst verteidigt. Sie hat dort zwei Reporter jener Zeitung empfangen, lebenswürdig à la française bewirtet und ihnen erzählt, vor Jahren habe sie einmal versucht nach Frankreich zurückzukehren. Aber: *j'étouffai à Paris et je suis retournée*. Vermutlich sitzt sie noch da. Der Süden als Landschaft ist nicht schöner als unser Vaterland. Schön macht ihn nur seine Einsamkeit. Aber die Einsamkeit würde dem thatenfrohen Europäer auch nicht lange gefallen, wenn nicht die Abenteuerlust ihn verschönte.

Die Farben, mit denen ich Europa abgemalt habe, sind nicht echt. Sie werden die Beleuchtung mit ehrlichem Tageslicht nicht aushalten. Aber soviel ist wahr, gerade wenn die Menschen im privaten Leben unter dem Joch schwerer unabsehbarer aber notwendiger Arbeit leiden, so wollen sie, daß ihr Staat ihrer Phantasie vornehmere Nahrung gäbe, als berechenbare materielle Vorteile, sie wollen Nationalehre, prestige, gloire, etwas, worauf sie stolz sein können. Sogar die Amerikaner wollen ihre imperialistische Expansionspolitik haben, wenn sie auch, wie auf den Philippinen, viel kostet und wenig einbringt. Wenn die Völker wirklich nur ihren materiellen Interessen nachgehen wollten, so nüchternen Sinnes, wie Kaufleute ihren Geschäften, so könnte es

keine großen Kriege mehr geben. Ein großer Krieg ist immer, wirtschaftlich genommen, ein so riesenhaftes Unglück, daß auch größere Interessengegenstände materieller Art im allgemeinen Unglück des Krieges verschwinden. Aber auch die Völker machen ihre Kriege nicht nüchternen Sinnes. So selten, wie zwischen zwei Menschen ein Streit absichtlich und kaltblütig berechnet entsteht, vielmehr nur zu oft so, daß zwei im Streit sind, schneller als sie es ahnen, und ohne daß sie es wollen, so selten ist auch der Völkerstreit beabsichtigt. Darum schieben sie sich gegenseitig die Schuld des Anfanges zu, und keiner wills gewesen sein. Streit und Krieg gleichen einer Lawine. Der Anfang ist unfindbar klein, aber seine Wirkung wächst unaufhaltsam, bis sich das Unheil vollendet hat. Unvorsichtigkeit kann auch aus materiellen Dingen den Ursprung eines Krieges machen. Materielle Interessen können wohl einen Krieg anfachen, aber nicht rechtfertigen.

Es kann einem Volke gar keine größere Wohlthat geschehn, als wenn ihm eine wirklich ideale Aufgabe gestellt wird, für die es Gut und Blut einsetzen kann, eine Aufgabe, wie die von 1813. Ein Volk, das eine solche Aufgabe nicht hat, verhüllt und verkleidet auch noch die materiellen Interessen mit idealen Gründen und nennt sie Kulturaufgaben. Auch wir Deutschen sind ein Volk, dem es augenblicklich zu gut geht; wir haben nichts weiter zu thun, als Handelsstarife beraten. Aber schneller, als wir es ahnen, können wir vor ernstern Aufgaben stehn. Denn das Zeitalter der ungewollten und doch unvermeidlichen europäischen Kriege ist schwerlich für immer vorbei.

Georg Schiele



Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Dritte Reihe

9. Auf absteigendem Aste



Herr Alfred Sauerbrei dichtete. Frau Sauerbrei und die beiden Töchter Niekchen und Lottchen sowie das Dienstmädchen schlüchen mit leisen Schritten durch das Haus, als wenn jemand schwer krank sei. Wachtel, der Werkführer der Fabrik, der gekommen war, die neuesten Farben für die amerikanischen Handschuhe vorzulegen, war mit Glanz hinausbefördert worden und hatte seine Lederproben vor der Küchentür im Zorn an die Erde geworfen.

Aber Herr Wachtel, hatte die Küchenfee gesagt, Sie wissen doch, wie der Herr ist, wenn er dichtet.

Darauf hatte Herr Wachtel seine Proben wieder zusammengesucht und einen körperlichen Eid geschworen, daß er nicht nochmals hinauf gehe; jetzt könnte der Herr selber runter kommen.

Herr Alfred Sauerbrei dichtete. Zwar ziemte sich das eigentlich nicht für einen Volkentröder Bürger und Handschuhfabrikanten. Keiner dieser hochansehnlichen Herren würde sich haben beikommen lassen, etwas zu thun, was nicht mit der eigentlichen Lebensaufgabe, nämlich mit der des Verdienens (mit dem großen B)